

## Rezension

*Peter J. Katzenstein (Hg.): The Culture of National Security. Norms and Identity in World Politics. New York, Chichester: Columbia University Press 1996, 562 S.*

Erschienen in *Politische Vierteljahresschrift* 38 (3), S. 679-680.

*Thorsten Benner*

Im Zuge der theoretischen Neuorientierung haben sich einige Vertreter der Disziplin Internationale Beziehungen in den letzten Jahren verstärkt auf soziologisches Terrain begeben und Normen, Kultur, Wissen, Ideen und Identitäten als eigenständige Faktoren in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Struktureller Realismus und rationalistischer Neoliberalismus stimmen trotz vielfältiger Unterschiede darin überein, daß Normen und Identitäten - wenn überhaupt - nur als abgeleitete Faktoren eine Rolle spielen: entweder abhängig von der Machtverteilung im internationalen System oder instrumentalisiert durch rational handelnde Akteure. Stärker soziologisch orientierte, "interpretative" oder "reflexive" Ansätze hingegen betrachten Interessen nicht als exogen, sondern als sich in der Interaktion in Auseinandersetzung mit dem institutionellen und kulturellen Umfeld immer aufs neue konstituierend.

Der vorliegende, von *Peter J. Katzenstein* herausgegebene Sammelband stellt einen der bisher umfassendsten Versuche dar, diese Überlegungen theoretisch und empirisch für einen konkreten Bereich - Sicherheitspolitik - fruchtbar zu machen. In den beiden Eingangskapitel entwirft Katzenstein zusammen mit *Ronald L. Jepperson* und *Alexander Wendt* den konzeptuellen Rahmen, in dem sich die neun empirischen Beiträge des Bandes bewegen. Gemeinsames Ziel ist die Erforschung "how identities and norms influence the ways in which actors define their interests" (30). Untersuchungsobjekt ist zum einen das kulturell-institutionelle Umfeld (innenpolitisch und international). Dessen Normen (i. e. kollektiv gültige Verhaltenserwartungen), die sich beispielsweise zur Institution der Souveränität oder des Völkerrechts "verfestigen" können, stehen in einem direkten Wechselverhältnis zu den Sicherheitsinteressen und somit auch zur Sicherheitspolitik eines Staates. Die Beiträge des ersten Teils versuchen diese These zu untermauern. Die Autoren bedienen sich dabei einer durchaus konventionellen Methodik - meist qualitativ, bisweilen auch quantitativ-statistisch, wie der Artikel von *Dana P. Eyre und Mark C. Suchman* zeigt, der u. a. die symbolischen Funktionen des Erwerbs moderner Waffentechnologien thematisiert. *Richard Price und Nina Tannenwald* argumentieren, daß Abschreckung nicht allein auf rationaler Kalkulation, sondern auf dem Tabu (der Norm) des Einsatzes von chemischen und atomaren Waffen beruht. *Martha Finnemore* plausibilisiert, wie humanitäre Interventionen meist (aber nicht immer) auf multilateralen Normen beruhen, die sich erst in letzter Zeit entwickelt haben. Der Beitrag von *Elizabeth Kier* erläutert, wie kulturelle Normen die französische Militärdoktrin vor dem Zweiten Weltkrieg beeinflußt

haben. Auch Realpolitik beruht auf Normen, wie *Alastair Iain Johnston* für die Strategie des maoistischen China zeigt.

Die Beiträge des zweiten Teils untersuchen, wie Identitäten die Sicherheitspolitik beeinflussen oder als Bindeglied zwischen Umwelt und Interessen dienen. Als Identitäten bezeichnen die Autoren die (oft konflikthaft) konstruierten Selbst- und Fremdbilder eines Staates und/oder einer Nation. Daß diese eine große Rolle spielen, zeigt das Beispiel Rußlands, dessen Sicherheitspolitik wesentlich von der kulturellen Positionierung zu Europa beeinflußt wird (z. B. in der Debatte um die NATO-Osterweiterung). *Robert G. Herman* führt in seinem Beitrag das "Neue Denken" in der Ära Gorbatschow, welches für das Ende des Kalten Krieges konstitutiv war, auf einen Identitätswandel in bezug auf den Westen zurück. *Thomas U. Berger* vergleicht, wie Japan und Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg - nicht zuletzt unter dem Druck des Umfelds - Identitäten als friedlich, demokratische und multilateral eingebundene Handelsstaaten entwickelt haben. *Thomas Risse-Kappen* beschreibt überzeugend, wie die kollektive demokratische Identität der Mitgliedsstaaten konstitutiv für die NATO als transatlantische Sicherheitsgemeinschaft ist. Gemeinsame Normen wie die der multilateralen Konsultation sorgen dafür, daß die NATO entgegen der Prognosen vieler Realisten auf nach dem Wegfall des Feindes stabil bleibt. *Michael N. Barnett* untersucht den Einfluß des Aufstiegs und Falls des Pan-Arabismus als kollektive Identität auf Allianzbildung im Mittleren Osten.

Der Band zeigt überzeugend, daß Normen und Identitäten für die Sicherheitspolitik bedeutsame Konsequenzen haben. Wie diese entstehen, bleibt weitgehend im dunkeln. Der abschließende Beitrag von *Paul Kowert* und *Jeffery Legro* geht zwar auf die Entstehungskontexte von Normen ansatzweise ein. Die Prozesse der Normbildung müssen jedoch in zukünftigen Arbeiten weit genauer untersucht werden. Auch fehlt eine eingehende Systematisierung der Vielgestaltigkeit von Normen in den internationalen Beziehungen, die über die Unterscheidung von regulativen und konsitutiven Normen hinausreicht.

Auf den ersten Blick befremdlich ist die Tatsache, daß der Band einen recht traditionellen, auf militärische Aspekte fixierten Sicherheitsbegriff zugrundelegt und Staaten allein in den Mittelpunkt der Analyse stellt. Dies ist jedoch bewußt so gewählt, um die Relevanz von Normen und Identitäten im angestammten Feld der etablierten Ansätze - den vermeintlichen "tough issues" und "hard cases" - zu demonstrieren.

Die Autoren - auch das macht den Band sympatisch - glauben keinesfalls, das Rad neu erfunden zu haben. Katzenstein betont, daß die hier vorgestellten Ansätze in vielen Punkten den Ergebnissen von Realismus und Liberalismus widersprechen, im wesentlichen aber komplementär als analytische Perspektiverweiterung aufgefaßt werden können. Eine Erweiterung, die Not tut, denn: "The end of the Cold War has reminded us once more how naked the emperor of international relations theory is. It will take more than a couple of tailors to provide the necessary clothes." (71)